

Alice Borchardt

dot:
books

SHADOW

IN DEN ARMEN DER NACHT

MOON

ROMAN



Über dieses Buch:

Schon ihr ganzes Leben lang kämpft die Kriegerprinzessin Dryas, um ihr Volk vor der dunklen Übermacht Roms zu schützen. Doch nun rücken die Heere der Eroberer unaufhaltsam weiter vor. Dryas' einzige Hoffnung: ein geheimnisvoller Krieger, der die Gabe hat, sich in einen riesigen Wolf zu verwandeln - und ebenso wild ist wie unberechenbar! Um seinen Willen zu brechen, muss Dryas ebenso skrupellos sein wie ihre Feinde. Aber lauert die wahre Gefahr vielleicht dort, wo die Prinzessin es niemals erwartet hat: in ihrem eigenen Herzen? Das geheimnisvolle Band, das sie vom ersten Moment an zwischen sich und dem Wolfsprinzen spürt, scheint die Macht zu haben, sie zu retten - oder wird es Dryas und ihr Volk in den Abgrund stürzen?

»Hypnotisierend und immer wieder verblüffend - Alice Borchardt entfesselt eine neue Welt.« Romantic Times

»Ein Epos von Weltklasse.« Kirkus Reviews

Über die Autorin:

Alice Borchardt (1939 - 2007) war eine amerikanische Schriftstellerin, die mit Vorliebe historische und fantastische Romane sowie Horror schrieb. Bereits während ihrer Kindheit in New Orleans liebte sie es, sich Geschichten auszudenken. Doch erst, nachdem sie über 30 Jahre als Krankenpflegerin gearbeitet hatte, entschied sie, dass es an der Zeit war, ihren ersten Roman zu veröffentlichen - und in die Fußstapfen ihrer berühmten Schwester zu treten, der Bestsellerautorin Anne Rice, die mit ihren »Chroniken der Vampire« Weltruhm erlangte.

Alice Borchardt veröffentlichte bei dotbooks ihre »Moon«-Trilogie mit den Romanen:

»Silver Moon - Das Herz der Nacht«

»Midnight Moon - Die Geliebte der Nacht«

»Shadow Moon - In den Armen der Nacht«

eBook-Neuausgabe August 2020

Die amerikanische Originalausgabe erschien erstmals 1999 unter dem Originaltitel »Night of the Wolf« bei Del Rey/The Ballantine Publishing Group, New York. Die deutsche Erstausgabe erschien 2001 unter dem Titel »Die Stunde der Wölfin« im Wilhelm Goldmann Verlag.

Copyright © der amerikanischen Originalausgabe 1999 by Alice Borchardt

Copyright © der deutschen Erstausgabe 2001 by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © der Neuausgabe 2020 dotbooks GmbH, München

This translation is published by arrangement with Ballantine Books, an imprint of Random House, a division of Penguin Random House LLC.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Wildes Blut - Atelier für Gestaltung
Stephanie Weischer unter Verwendung mehrerer
Bildmotive von © shutterstock / MillaF / Jef Wodniak /
SSokolov / Outer Space / NASA images

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (rb)

ISBN 978-3-96655-370-4

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook – anders als ein gedrucktes Buch – nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Shadow Moon« an: lesetipp@dotbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können – danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:
www.dotbooks.de

www.facebook.com/dotbooks

www.instagram.com/dotbooks

blog.dotbooks.de/

Alice Borchardt

**Shadow Moon - In den Armen der
Nacht**

Roman

Aus dem Amerikanischen von Michaela Link

dotbooks.

MEINER GELIEBTEN SCHWESTER,
BEKANNT IN DER WELT ALS ANNE RICE

*Aus der Dunkelheit lächeln mir Gesichter zu,
die ich vielleicht niemals sehen werde.
Aus dem Schlaf strecken sich mir stumme Arme entgegen,
die mich vielleicht niemals umfassen werden.*

An jedem Kreuzweg meiner Laufbahn
bist du immer für mich da gewesen.

Zum Angedenken.

Am Ort tiefsten Kummers
gibt es keine Zeit.

Kapitel 1

Der Wolf erwachte. Er hob den Kopf, der auf den Pfoten geruht hatte. Der Mond über ihm war voll und rund, aber doch nur ein schwebender Geist, der hie und da durch den Wald aus Kiefern und Zedern auf dem Berghang blitzte. Der Rest des Rudels schlief.

Er allein spürte die Berührung von ... Er konnte es nicht benennen. Wölfe trauern nicht. Nicht einmal um sich selbst.

Er stand auf und schüttelte sich; dann lief er langsam und lautlos zu einem Rinnsal hinunter, durch das das Hochwasser des oberhalb gelegenen, übervollen Sees sich einen Abfluss gesucht hatte. Er war gerade breit genug, um in seinem Wasser den Himmel widerzuspiegeln.

Seit ihrem Tod ... nein, seit ihrer Ermordung war er jede Nacht zu dieser Stunde aufgewacht, einer Stunde, da alle anderen schliefen ... Er war erwacht, um sich zu erinnern.

Die Nacht hat ihre eigenen Rhythmen. Rhythmen, die ihren Widerhall in Fleisch, Blut und Knochen aller Geschöpfe der Erde finden. Allein der Mensch hat sie vergessen, hat vergessen, dass sie je etwas bedeutet haben.

Aber zu dem Wolf kamen sie als Erinnerungen, Erinnerungen, die nicht seine eigenen waren, Bruchstücke eines Traums. Der Wolf nahm Anteil an einem unsterblichen Bewusstsein so alt wie das Leben selbst - es war die Erfahrung eines Geschöpfes, das noch nicht zu seinem Ich erwacht und daher unsterblich war. Der Erste unserer Art, der in der Wassersäule des Kambrischen Meeres schwamm. Zu dieser Stunde der Nacht gönnte es

den Muskeln seines kräftigen Körpers Ruhe und lag dösend in einem schimmernden Strahl des Mondlichts.

Er, der Wolf, verstand, dass ein verhängnisvoller Riss durch sein Bewusstsein gegangen war und ihn um sein Geburtsrecht gebracht hatte, das von Generation zu Generation von jenem ersten Träumer im ozeanischen Meer an ihn weitergegeben worden war.

Mit seiner Schnauze zerriss er das Bild des Mondes im Wasser, so wie Kummer seinen Schlaf zerrissen hatte.

Über ihm ertränkten die treibenden Wolken den Mond. Nicht weit entfernt von ihrer Jagdbeute schliefen die Wölfe aus seinem Rudel lautlos und ohne Träume.

Die Luft um ihn herum war kalt. Es war spät im Herbst, fast schon wieder Winter, aber er spürte ein Feuer in sich – ein Feuer, das der Wind von den hoch die Bergpässe überragenden Gletschern nicht zu kühlen vermochte. Ein Feuer, das seine Haut unter dem schweren Winterfell erhitzte.

Feuer! Sie waren Geschöpfe des Feuers. Und Feuer folgte ihnen, wohin sie gingen. Der Brandgeruch hüllte ihre Behausungen ein. Erde, Luft, Feuer und Wasser. Alle Lebewesen auf Erden hatten Anteil an diesen Elementen, aber von ihnen allen war einzig der Mensch Herr des Feuers.

Warum? Wie kamen sie zu dieser Macht? Nichts in seinen Erinnerungen konnte ihm Antwort auf diese Frage geben.

Als seine Art ihnen zum ersten Mal in der Dunkelheit und inmitten des Kampfs des Weltenwinters begegnete, beherrschten sie die Flammen und konnten sie nach Belieben löschen oder neu entfachen, ihr einziger Vorteil in einem gnadenlosen Kampf ums bloße Überleben angesichts des Ansturms der allgegenwärtigen Nacht und der Kälte. Davon abgesehen waren sie bedauernswerte, nackte Geschöpfe.

Bedauernswerte, nackte Geschöpfe, wie er selbst in diesem Augenblick eines war, denn als die über den Himmel treibenden Wolken die letzten Strahlen Mondlicht verschlangen, wurde er zum Menschen.

Er erinnerte sich, dass sie gesagt hatte – sie hatte es ihm erzählt –, dass Feuer ein Geschenk der Götter sei.

Er hatte über das Wort *Geschenk* nur gelacht. Er hatte bereits genug von den Menschen mitbekommen, um zu wissen, dass sie ohne Bedenken oder Reue stahlen und verdarben und in den Gedanken der Götter die Dinge lasen, die sie sich selbst am meisten wünschten. Huldigung und Unterwerfung; sie wollten blind den willkürlichen und unvernünftigen Befehlen derer folgen, die sich mit Geschick in die Lage gebracht hatten, über ihresgleichen zu herrschen.

»Ein Geschenk«, hatte er gefragt, »vielleicht ein gestohlenes?«

»Vielleicht« hatte sie mit einem Achselzucken geantwortet. »Die Diebe wurden von ihrem Diebesgut zum Narren gehalten, denn wie immer ist die Macht ein zweischneidiges Schwert.«

Aber Macht, dachte der Mann am Ufer des Bachs, *was sie auch kostet, Macht ist Leben*. Ohne den Diebstahl hätten sie und alle ihrer Art niemals diesen endlosen Winter vor langer Zeit überlebt und wären ausgelöscht worden wie so viele andere.

Der Mann streckte die Arme empor, als wolle er den Mond an sich ziehen, und gerade in diesem Augenblick wurde die Wolke auf ihrem Weg über den Himmel vom wiederkehrenden Lichtschein silbern umrandet.

Dann fiel ihm das silberne Licht voll ins Gesicht. Er fragte sich, was die Götter wohl wirklich wollten.

Sie, deren Berührung ihm die Macht gegeben hatte, sich vom Wolf in einen Mann und wieder zurück zu verwandeln, schien nicht viel auf Huldigung zu geben und hatte nie einen Dank verlangt.

Und tatsächlich, er wusste nicht einmal, ob er ihr Dank schuldete, denn wie das Feuer brachte auch dieses Geschenk Leid und Kummer mit sich. Ein Geschenk, geschmückt mit grausamem Wissen und der Wahrnehmung grenzenlosen Verlustes.

Dann war er wieder Wolf und zufrieden damit, eine Art von Leben auszulöschen, die er nicht wollte, die er in diesem Augenblick nicht wollte.

Er erinnerte sich an Feuer und nur an Feuer - diesen Geist, dieses unvergängliche Ding mit den zwei Seiten, das schützen, schaffen und zerstören konnte.

Und der Wolf brach auf, das einzige wachende Geschöpf in einer schlafenden Welt.

Bewusstsein zu haben und zu wissen, dass dieses Bewusstsein ein zermürbender Fluch war ... ein Fluch, der durch Blut, Feuer und Rache aufgehoben werden musste.

Woher wusste er, wer der Mann war? Er hatte es gesehen. Warum war er sich seiner Schuld so sicher? Für den Wolf wäre das eine lächerliche Frage gewesen. Er hatte es gerochen, mit einer Gewissheit, die sich nicht leugnen ließ - es war der Geruch der Schuld, der jenseits von Entschlossenheit, Wut oder Furcht lag.

Selbst sein frühester Urahn, der in jenem ersten Meer geschwommen war, hatte gesehen, hatte gewusst. Und irgendwo in seinem elementaren Bewusstsein konnte er die Informationen speichern, die seine sich entwickelnden Sinne ihm lieferten.

Die Menschen in ihrer Blindheit glauben, die Intelligenz kenne nur einen Weg - ihren! Aber sein Gehirn, das älter und klüger, wenn auch nicht so scharf war, wusste, dass das Wissen viele Facetten und Pfade kennt.

Keiner von uns ist nur ein Ding allein. Wir sind alle eine Kombination aus vielen Faktoren, Formen, Größen, Düften, Bewegungen und Gewohnheiten. Jeder dieser Faktoren beeinflusst wieder das Bewusstsein anderer - anderer, die wir niemals bemerken.

Der Wolf kannte diesen Mann also. Er hatte ihn gezeichnet, zusammen mit jenen anderen, in der Stunde zwischen Tag und Nacht, an dem Ort, der weder Land noch Wasser war, und er hatte das mörderische Ziel des Mannes erst erkannt, als es zu spät war. Zu spät, um ihn und die anderen an der Erfüllung ihrer Aufgabe zu hindern. Eine Aufgabe, die sein Verstand weder als Wolf noch als Mensch je erfassen, verstehen oder verzeihen konnte – nicht in dem Jahr, das seitdem verstrichen war, niemals.

Jetzt hatte der Mann seine Spuren in der Nähe des Baches entdeckt, der an seinem Hof vorbeilief, und daher war er auf der Hut.

Dieser dort war nicht der einzige Mensch, dessen Schuld der Wolf gespürt, gesehen und gerochen hatte. Aber der Erste hatte nicht geahnt, dass er gejagt wurde, und war ihm deshalb leicht in die Falle gegangen. Dieser da tat dem Wolf den Gefallen, mehr zu leiden als der Erste.

Also hatte er die Jagd absichtlich in die Länge gezogen, mehrere Monate lang. Jetzt war es an der Zeit herauszufinden, wer als Sieger aus diesem Wettstreit der Willenskraft hervorging.

Der Wolf näherte sich lautlos über einen Wildpfad dem dichter besiedelten Land weiter unten. Während er weiter ging, schritt auch die Nacht voran. Die Erde gab ihre Hitze ab. Die Bewegung der Luft ließ nach. Der erste Tau senkte sich auf Gras und Sträucher herab. Die Jäger der Mitternacht und des Morgengrauens schliefen, die einen mit vollen Bäuchen, die anderen noch hungrig, und mit ihnen schlief ihre Beute.

Nichts regte sich zu dieser Stunde. Der Wolf blickte auf den Bauernhof hinab. Die Kate war rund und hatte ein kegelförmiges Dach. Am anderen Ende des leeren Hofes stand eine runde Scheune, die sich vom Haus nur darin unterschied, dass sie kleiner und an den Seiten offen war. In der Nähe der Scheune stand das eigentliche Ziel des Wolfs – eine Schafhürde aus Weidengeflecht.

Das Haus und die Scheune standen am Rand eines Weizenfelds, das bis zu einem Bach mit kieselübersättem Bett führte, einem weiteren Zustrom des Flusses in der Schlucht. Der Bauer hatte sich angewöhnt, die Schafe über Nacht hereinzuholen.

Der Wolf bewegte sich von seinem Ansitz aus zu dem Weizenfeld hinunter. Es gab nicht viele Möglichkeiten, sich zu verstecken. Die Halme waren gerade groß genug, um ihn an Schultern und Bauch zu streifen. Der Bodennebel hing in bewegten Schwaden über den prallen Ähren des Kornes, und sie hinterließen eine feuchte Spur auf dem Pelz des Wolfs, als er sich seinen Weg durch die Halme bahnte. Die nackte Erde zwischen den Reihen fühlte sich kalt an unter seinen Pfoten.

Als er den Hofgebäuden näher kam, duckte er sich möglichst tief, schob sich über den Boden, und alle Welt hätte ihn für eine Staubwolke gehalten, die der Wind über die Ackerfurchen treibt. Ein aufmerksamer Beobachter hätte allerdings bemerkt, dass es in dieser dunkelsten Stunde vor dem Morgengrauen keinen Wind gab.

Ein Mastiff von der Größe eines Kalbs schlief angekettet an einem Pfosten vor der Schafhürde.

So selbstbewusst, dachte der Wolf, bist du, wenn du schläfst. Wie töricht, ich würde an deiner Stelle nicht schlafen, wenn ich in der Nähe wäre. Nun ... du wirst nicht aufwachen. Der Hund wachte nicht auf.

Der Wolf sprang in die Schafhürde.

Die Schafe, aus dem Schlaf gerissen von einem brüllenden Jäger in ihrer Mitte, versuchten, in alle Richtungen gleichzeitig zu fliehen. Zwei sprangen nicht über die Zaunwände des Pferches hinweg, sondern liefen in sie hinein. Der Schafpferch brach zusammen. Die zu Tode erschrockenen Tiere flohen in den Hof hinaus und dann weiter in den reifen Weizen. Ein alter Bock versuchte, seine Stellung zu behaupten. Der Wolf umging die gesenkten Hörner und rammte ihm den Kopf in die Schulter, sodass er

über den Boden rollte. Nachdem der Mut ihn verlassen hatte, floh der Bock genauso wie die anderen.

Der Wolf hielt inne. Er stand hechelnd auf dem Hof. Eins der Schafe, die sich auf dem abgebrochenen Flechtwerk des zerstörten Pferchs aufgespießt hatten, erfüllte die Nacht mit heiseren, grauenvollen Schmerzensschreien. Ein anderes hing tot neben ihm.

In der runden Kate brannte ein Licht. Durch das Fenster konnte man eine Frau sehen, die Flüche und Verwünschungen ausstieß. Der Wolf setzte sich mit heraushängender Zunge auf den Boden. Sie würden wohl einen Moment brauchen, um ihren Mut zusammenzuraffen.

Ein paar Sekunden später kam ein Mann aus dem Haus gestürmt, einen Speer in der einen Hand, eine Fackel in der anderen. Zwei weitere, die nur mit Knüppeln bewaffnet waren, folgten ihm ein wenig vorsichtiger. Der Erste warf einen entsetzten Blick auf den toten Mastiff und lief dann weiter zu dem zerstörten Schafpferch und den beiden toten Mutterschafen – inzwischen war auch das Tier, das zuvor geschrien hatte, gestorben. Und der Wolf saß einfach nur da, machte es sich vor ihrer aller Augen bequem.

Der Mann stürzte mit hoch erhobenem Speer auf den Wolf zu.

Der Wolf drehte sich um und verschwand dann in der Dunkelheit, so wie ein Staubwölkchen es tut, wenn der Wind es ergreift.

Der Bauer, der über jede Vernunft hinaus erzürnt war, jagte ihm in das Weizenfeld hinterher – gefolgt von den beiden anderen, die sich sehr viel langsamer bewegten.

Der Wolf hörte einen von ihnen flüstern: »Gehen wir zurück ins Haus. Das Tier ist fort, geflohen. Wir können morgen früh weitersuchen.«

Der Wolf drückte sich mit lange geübter Geschicklichkeit inmitten des dicht an dicht wachsenden Weizens auf den Boden und schob sich vorwärts.

Der Bauer zitterte. Er hob die Fackel ein wenig höher und umfasste den Schaft seines Speers ein wenig fester. Sein Schweiß machte das raue Holz schlüpfrig. Er konnte Schweißtropfen auf seiner Stirn spüren und noch mehr die, die seine Achselhöhlen hinunterrannen. Seine beiden Kameraden vermochte er nicht zu sehen, nur einen Kreis aus Dunkelheit jenseits des Fackelscheins.

Er watete durch ein Meer aus reifem, rotem Weizen. Die Halme wiegten sich sanft im Wind der Morgendämmerung. Lieber Gott! Nein! Es ging kein Wind. Die Luft war vollkommen still.

Der Wolf traf ihn zwischen den Schulterblättern. Ein unvorstellbar kräftiger Kiefer zermalmte, noch während der Mann zu Boden fiel, seine Schulter und den linken Arm – den Arm, der die Fackel hielt.

Er sah, wie die Fackel in hohem Bogen durch die Luft flog, um gut drei Meter entfernt liegen zu bleiben. Ihm blieben noch ein paar Sekunden Zeit für den Gedanken, dass der reife Weizen so trocken war wie Zunder ...

Der Wolf blieb am Hang des Berges stehen und drehte sich noch einmal zu dem schrecklichen Bild hinter sich um. Der Mann, den er niedergestreckt hatte, hatte den Kampf aufgegeben. Er war nur noch eine geschwärzte Gestalt inmitten eines Meeres aus Flammen. Einer seiner feigen Kameraden hatte Feuer gefangen und rannte wie ein Wahnsinniger durch die Felder, wodurch die Flammen sich nur umso schneller ausbreiteten. Der Dritte war entkommen. Er und die anderen Frauen aus der Kate hielten die Bäuerin zurück, hinderten sie daran, sich verzweifelt und sinnloserweise in den Tod zu stürzen. Als er der Baumgrenze schon sehr nahe war, wandte der Wolf sich noch einmal um. Die Weizenfelder brannten lichterloh. Das Feuer hatte mittlerweile auch das Haus erreicht, und Holz und Stroh ließen eine Flammensäule gen Himmel schießen. Auch die Obstgärten, Äpfel und Quitten brannten, da man zwischen den Bäumen lange Reihen Weizen gepflanzt hatte.

Die Menschen, die das Unglück überlebt hatten, flohen am Wasserlauf entlang dem Fluss und der Sicherheit entgegen.

Der Mann, der Blaze begrüßte, war gebrechlich, weißhaarig und fast blind. *Oh, ihr Götter*, dachte Blaze. *Wie viele Jahre sind inzwischen vergangen?* Er erinnerte sich an einen gesunden, kraftvollen Mann von über sechzig. Dieser Mann hier war mindestens achtzig.

Er führte Blaze wankend in ein Haus, das aus nur einem Raum bestand und im Grunde nicht mehr war als eine baufällige, strohgedeckte Hütte. Die Felder, einst dazu gedacht, den alten Druiden mit Nahrung zu versorgen, lagen brach, und es gab auch nirgendwo Vieh, nur hohes, wucherndes Unkraut. Irgendjemand hatte sich allerdings um den kleinen Küchengarten und den Fischteich gekümmert. Neben dem Eingang wuchsen Zwiebeln, Lauch und Rüben.

Mit einem Seufzer folgte Blaze dem alten Mann ins Haus. Mir hätte schon vor Jahren abgelöst werden müssen, damit er den Rest seiner Tage in Frieden leben konnte. Man hätte ihn nach Hause, nach Irland, schicken sollen, wo seine Familie sich um ihn gekümmert hätte. Aber in diesen schwierigen Zeiten hatte keiner seiner Freunde genug Anteil an seinem Schicksal genommen, um sich diese Mühe zu machen. Oder es hatte niemand die Zeit dazu gefunden.

Im Haus selbst war es dunkel, das einzige Licht kam von einem kleinen Herdfeuer. In der Nähe der Flammen beugte sich eine Frau über einen irdenen Topf, der bei den Flammen auf der Holzkohle stand.

Mir zeigte mit dem Kopf in ihre Richtung. »Meine Frau«, sagte er. »Ihren Namen weiß ich nicht mehr.« Das Mädchen hob den Kopf, und Blaze sah, dass es sehr jung war, nicht älter als sechzehn. Dann sah er genauer hin und bemerkte, dass die junge Frau grauenvolle Narben trug. Ihr Gesicht war überall von angeschwollenen Streifen übersät. Sie sah

aus, als hätte jemand eine sehr scharfe Klinge genommen und sie ihr wieder und wieder durchs Gesicht gezogen.

Als sie Blaze erblickte, versuchte sie zu lächeln. Eine verzerrte Grimasse war alles, was sie zustande brachte.

»Geh weg«, sagte Mir. »Wir Männer müssen reden.«

Sie nickte und zog den Topf aus den Kohlen.

»Ist der Eintopf fertig?«, fragte Mir.

Sie nickte abermals und schlüpfte aus der Hütte.

Blaze und Mir setzten sich an einen Tisch. Blaze blickte hinaus in das goldene Sonnenlicht hinter der Tür. Er schauderte. Wenn man in diesem Haus saß, hatte man das Gefühl, in einer Höhle zu sein und in die strahlende Welt dahinter hinauszustarren. Er beobachtete die junge Frau, wie sie über die verwilderte Wiese ging und zwischen den Kiefern verschwand.

Ein äußerst merkwürdiger Geruch hing über dem Raum. Er kam von dem blubbernden Topf.

»Was für eine Art Eintopf ist das?«, wollte Blaze wissen.

»Keine Ahnung«, erwiderte Mir. »Ich esse nie was davon. Ich begnüge mich mit ein wenig Brot und Käse. Meine Leute bringen mir die Reste von ihren eigenen Tischen, und mein Garten versorgt mich gelegentlich mit frischen Dingen.«

»Ist sie eine so schlechte Köchin?«, fragte Blaze.

»Kann ich nicht sagen. Ich mag einfach nicht essen, was sie kocht. Einmal habe ich gesehen, wie sie eine Schlange, eine Hand voll Grashüpfer und eine Taube in den Kessel warf. Die Schlange lebte noch. Sie ist davongekommen. Die Grashüpfer auch, jedenfalls einige von ihnen. Die Taube war tot, erwürgt, aber sie war nicht ausgenommen worden und hatte noch ihr ganzes Federkleid. Dann warf sie drei lebendige Mäuse in den Topf. Die Katze konnte ich gerade noch retten, bevor sie sie ebenfalls in das Gebräu stecken konnte. Obwohl die Katze dann sowieso weggelaufen ist.«

Blaze schüttelte den Kopf, als versuche er, seiner Verwirrung Herr zu werden. »Die Katze ... ist

weggelaufen?«

»Ja«, sagte Mir. »Die Frau hat sie am Schwanz gepackt und hochgehoben. Das hat der Katze nicht gefallen.«

»Warum tut sie solche Dinge? Hast du sie danach gefragt?«, erkundigte sich Blaze.

»Sie spricht nicht«, antwortete Mir.

»Oh«, sagte Blaze.

Mir zuckte mit den Achseln. »Sie gehört hierher, zu uns. Sie braucht Schutz. Sie ist nicht gefährlich, und in der Nacht ist sie schön warm. Ich werde jemanden bestimmen, der sie übernehmen soll, wenn ich nicht mehr bin. Aber ich habe dich nicht kommen lassen, weil ich mit dir über die Idiotin sprechen wollte, sondern über den Wolf.«

»Ah, ja«, sagte Blaze. »Der Wolf. Dieser Wolf, der sich wie ein Mensch benimmt.«

In der nächsten Nacht brach der große Graue lange vor seinem Rudel auf. Es war seine Pflicht, das zu tun. Er hatte Menschen angegriffen und damit das Leben seiner Gefährten aufs Spiel gesetzt. Menschen machten keinen Unterschied. Für sie waren alle Wölfe blutrünstige Mörder, und jeden Wolf, den sie fangen konnten, würden sie töten – manchmal, nachdem sie ihn vorher gequält hatten.

Vor Äonen von Jahren hatte ein zurückweichender Gletscher den See in die Erde gemeißelt. Der See war Teil eines kleinen Flusses, der im Sommer sein Wasser von der Schneeschmelze bekam und im Winter von den artesischen Quellen aus der näheren Umgebung. Irgendwie war sein Wasser nie gefroren. Der Wolf hatte lange über dieses Phänomen nachgedacht und war erstaunt gewesen über seine eigene Neugier. Die seiner Rasse zerbrachen sich nur selten den Kopf über solche Dinge.

Die ersten Menschen, die ins Tal gekommen waren, hatten dem See einen Namen gegeben: Der Spiegel der Fürstin. Die betreffende Fürstin war damals schon uralt

gewesen, in den Hintergrund gedrängt von einer Vielzahl anderer Gottheiten, aber noch nicht vergessen, vor allem während der Stunden, die als die ihren galten: Morgendämmerung und Sonnenuntergang. Zu diesen Zeiten mieden die Bewohner des Tals den Ort, weil sie fürchteten, die Göttin auf den Pfaden dort wandeln zu sehen und von ihr angesprochen zu werden, und niemand wusste, was dann geschehen wäre. Die Göttin wurde verehrt, respektiert, geliebt und gefürchtet. Begegnungen mit ihr konnten sehr unglücklich enden, und außerdem, wer weiß schon, was im Kopf einer Göttin vorgeht? Vielleicht mieden sie den See in diesen Stunden auch deshalb, weil sie wussten, dass sich dort die Wölfe aufhielten, wenn sie in der Abenddämmerung von den Bergen kamen, um in den Tälern zu jagen. Und bei Sonnenaufgang scharten sich die Tiere dann von Neuem zusammen, um in ihre Höhlen jenseits der Baumgrenze zurückzukehren.

Wenn die Wölfe zum Trinken herbeikamen, sandte die Sonne hinter den westlichen Gipfeln lange Strahlen gen Himmel. Der abendliche Wald seufzte unter der Liebkosung des Windes.

Das Wasser spiegelte, seinem Namen getreu, den dunklen Tannenwald und den sonnenüberfluteten Abendhimmel. Der See endete in einem Wasserfall, wo sein Wasser in leuchtender Glätte über schwarze Basaltstufen in einen anderen, kleineren See floss, um einen steilen Hang hinunterzuschießen und sich mit dem tosenden Wildwasser zu vereinigen, der durch das darunter gelegene Tal jagte.

Der Wolf näherte sich mit großer Vorsicht dem See und suchte mit Blicken alle Schlupfwinkel in der näheren Umgebung ab, wo ein Bogenschütze sich hätte verstecken können. Er befürchtete einen Hinterhalt. Er konnte jedoch nichts entdecken. Oh, es war durchaus jemand da gewesen. Ein alter Mensch mit einem leichten Schritt. Der Wolf spürte das und sah darin keinen Grund zur Sorge.

Als er an den See kam, fand er ihn verlassen vor; nur die Schwalben waren geblieben, um über der spiegelglatten Oberfläche nach Insekten zu suchen. Die Frauen, die unter den Wasserfällen zu baden pflegten, waren dort gewesen und bereits wieder fort.

Frauen erinnerten ihn an die zartesten Teile der Beutetiere und brachten ihn so nahe an den Rand von Scham und schlechtem Gewissen, wie das bei einem Wolf überhaupt möglich war. Und doch fand er sie unwiderstehlich. Eine Wölfin zur Mittwinterzeit, mit gebleckten Zähnen, mit über noch ungeborenen Jungen geschwellenem Leib und Augen, die vor Angst um ihre Welpen blitzten, war häufig das beste Argument, warum ihr Partner dem Gesetz der Keuschheit Folge leistete.

Aber menschliche Frauen waren eine wandelnde Verführung. Sie bedeckten ihre nackte, rosafarbene Haut mit Tuch, das fast so weich war wie Fell. Haarlos, wie sie waren, fühlten sie sich an wie Blumenblätter, samtig, seidig und wohl duftend. Die heißen Stellen ihres Leibes überfluteten die Luft an ihren Lenden mit einer Vielfalt von Gerüchen, verlockend, berauschend und endlich, wenn sie sich dem Orgasmus näherten ... Und ihren Partner, ihn, in den Wahnsinn trieben. Aber das Köstlichste von allem war ihre Unterwerfung. Auf dem Höhepunkt des Verlangens ergaben sie sich, als hätten sie keinen Knochen im Leib, verschmolzen mit seinem Körper, sanken tief und tiefer in seine Arme und in ihre eigene schrankenlose Wonne, als sei es der Tod selbst, dem sie sich hingaben. Wahrhaftig, als die erste Frau, die er umarmte, die Erfüllung ihrer Lust erreichte, befürchtete er einen Augenblick, sie sei in seinen Armen gestorben. Nur das laute, beharrliche Trommeln ihres Herzens beruhigte ihn, dass er sie nicht mit seiner eigenen heftigen Begierde getötet hatte.

Sie sind Sklaven, dachte er zu Anfang, geformt von dem Strom des Verlangens ihrer Männer, so wie die wasserglatten Steine im Flussbett von der niemals

endenden Flut geformt worden waren. Eros selbst hatte sie aus dem Schoß der Erde gezogen und eigens zum Ergötzen der wilden, mordenden Männer gestaltet, die sie umgaben und die in ihrem Wahn nichts anderes kannten, als sie so oft wie möglich in Besitz zu nehmen. Sie waren von Kopf bis Fuß dazu geschaffen, andere verrückt zu machen. Es war nichts an ihnen, was nicht dazu angetan war, Freude zu schenken.

Kleine, gewölbte Füße, schmale Knöchel, sanft geschwungene, glatte Beine, seidenweiche Schenkel, samtene Hüften, ein Rückgrat, das man mit Lippen und Zunge bis in die Halsbeuge nachzeichnen konnte, während sie vor Wonne quiekten, sich wanden und dabei wie Wildkatzen vor Ektase schnurrten. Und diese Brüste. Ah, Gott, diese Brüste. Wölfe werden blind geboren und ringen im Dunkeln miteinander um die Zitzen ihrer Mutter. Diese Brüste ... als er sie in seinen Händen wog und mit seinen Lippen an ihnen saugte, kehrten die Erinnerungen jenes ersten, siegreichen Milchstrahls zurück, der sich in sein Maul ergoss. Die weichen Kugeln, beinahe wie Tassen geformt, waren in Erinnerung an eine schenkende Welt, in der ein Mann trinken konnte und die Erfüllung in seinen Lenden fließen spürte, bis sein ganzer Körper sich erhitzte wie nach jenem ersten warmen Schluck Leben, der ihm gesagt hatte, dass er weiter existieren würde. Er dachte daran, wie er zum ersten Mal Angst vor dem unabhängigen Leben verspürt hatte, Angst, dass es ihm an Wärme, Essen und Liebe mangeln könnte, jene grauenvolle Angst, dass er nicht überleben würde. Dieser erste Schluck Milch war das Versprechen, dass seine Existenz nicht enden würde, bevor sie richtig begonnen hatte - ein Schluck Milch, der langsam seinen Weg in seinen Magen fand und dessen Wärme seinen ganzen Körper erfüllte.

Die dunklen wölfischen Jägerinnen verbargen diese Geschenke der Natur, es sei denn, sie brauchten sie, um ihre Jungen zu nähren. Die Frauen taten das nicht. Sie

zeigten ihre weichen Schönheiten stolz vor, um die Männer an die Macht der Frauen zu erinnern, bis sie ihnen bettelnd zu Füßen lagen. Ja, zuerst hielt er die Frauen für Sklavinnen, Spielzeuge ihrer wilden männlichen Herren. Warum auch nicht? Wussten diese Frauen nicht, dass selbst die wildesten Tiere in steter Angst vor dem Manne lebten? Sie mussten gewiss Slavinnen dieser endlosen, unaufhaltsamen männlichen Lüsternheit sein. Oder hatten sie diese selbst geschaffen und angestachelt, bis der in den Wahnsinn getriebene Mann ein Geschöpf seiner Begierden wurde, statt ihr Beherrscher zu sein? Ein Geschöpf der Frau, die ihm Befriedigung schenkte.

Er hatte sie in einem dunklen Wäldchen getroffen, sie, die seine Meinung über die Menschen veränderte. Die Duftsignale, die ihre Körper aussandten, hatten ihn mit seiner empfindlichen Nase stärker angezogen als Nahrung.

Die Männer scharten sich am Waldrand zusammen, und über ihnen lag wie ein dichter Nebel eine Wolke urtümlicher Brünstigkeit und Gewalt. Am anderen Ende des Holzes hatten sich die Jungfrauen versammelt, die geopfert werden sollten. Zwölf junge Mädchen standen zusammen mit einigen dunkel gewandeten Priesterinnen in der Nähe eines schwelenden Holzfeuers. Sie waren nackt, und ihre Haut glänzte ölig. Die Priesterinnen hatten ein grünes Kraut ins Feuer geworfen und tanzten langsam in dem wabernden Qualm, der aus dem zischenden Feuer aufstieg.

Der Wolf kannte den Ritus. Er hatte ihn schon in der Vergangenheit beobachtet. Er wusste auch, dass die Männer miteinander ringen würden, um das Privileg zu erstreiten, sich der Jagd anschließen zu dürfen.

Die Prozedur war simpel. Wenn die Rundung des aufgehenden Mondes die obere Kante des stehenden Steins berührte, würden die Mädchen in den Hain getrieben werden. Die Männer würden ihnen folgen. Die Mädchen waren höchstens sechzehn Jahre alt und allesamt

Jungfrauen. Wenn sie am Morgen wieder aus dem Wald hervorkämen, würden sie keine Jungfrauen mehr sein. Einige würden weinen. Alle würden bluten, denn wenn sie nicht bluteten, nachdem die Männer in sie eingedrungen waren, würden diese sie auspeitschen, bis das erwartete Blut kam. Und einige von ihnen würden Kronen aus Blumen tragen und ein seltsames Lächeln auf ihren Gesichtern haben.

Die machtvolle Magie, die über dem Hain lag, zog den grauen Wolf in ihren Bann, bis er Menschengestalt angenommen hatte. Jedes Haar auf seinem Leib stand zu Berge, wie bei einer Katze. Dann, es war ein Gefühl, als würde er von eisigem Wasser durchdrungen, war er plötzlich ein Mann und spürte die Frühlingsnacht kalt über seine Haut streichen. Er keuchte und bebte am ganzen Leib, während das Wolfswesen in ihm abzuschütteln versuchte, was sich wie ein Wasserfall aus Eis anfühlte. Heftig zitternd stand er da, den Blick auf die Frauen geheftet.

Die Priesterinnen, die den Aufgang des Mondes beobachtet hatten, riefen denen, die die Mädchen bewachten, etwas zu.

Er hörte das Klatschen einer Rute auf nacktem Fleisch. Die Mädchen liefen wie erschreckte Stuten um das Feuer herum; eines schrie auf. Sie warfen die Köpfe zurück, und ihr langes Haar flatterte im Wind. Die Priesterinnen hielten lange, biegsame Weidenstöcke in Händen. Die jungen Frauen stoben in alle Richtungen davon und versuchten schreiend, den Schlägen zu entgehen. Aber noch wehrten sie sich, weigerten sie sich, den Wald zu betreten, denn letzten Endes waren es nur Schläge, die sie hier erwarteten – weitaus weniger bedrohlich als das, was in der Dunkelheit unter den Bäumen ihrer harrte. Erst als sie die Männer über die Wiese jagen sahen – wie sie schweigend, mit geballten Fäusten und wilden Augen heranstürmten –, erst da brachen sie aus und rannten los.

Das Mädchen, das er sich erwählt hatte, ein geschmeidiges, schwarzhaariges Geschöpf, jagte wie ein verwundetes Reh durch die Blätter des letztjährigen Herbstes. So schnell sie auch war, er hätte sie in Sekunden haben können, aber mit dem besonnenen Geschick eines Raubtiers hielt er sich zurück, bis sie tief im Herzen des Waldes angekommen waren, eingehüllt in dichte, schwarze, samtene Nacht. Das einzige Licht kam von den Sternen, ein schwerer, leuchtender Goldstaub überall da, wo man durch die Zweige der Bäume den Himmel sehen konnte.

Er fing sie ein.

Sie schrie.

Seine Wolfssinne sagten ihm, wo er ein Bett aus Farnen finden würde. Er warf sie zu Boden, und für einen Augenblick blieb ihr die Luft weg.

Aber ein Wolf war nicht nur auf sofortige und brutale Befriedigung seiner Lust aus. Die Frau unter ihm schrie und trat um sich, versuchte sein Gesicht in der Dunkelheit mit ihren scharfen Nägeln zu treffen. Er wollte riechen, wollte berühren, wollte schmecken und endlich, endlich ihre Substanz trinken. Er vergrub den Kopf an der erregendsten Stelle, die sein Wolfsgehirn finden konnte. Einem Ort, dessen Kraft alles andere übertraf. Ihren Lenden. Er leckte gierig. Ihre Schreie und ihre Gegenwehr verwandelten sich in etwas anderes. Sie lag plötzlich ganz still da. Er fand Strukturen, die es bei Wölfen nicht gab. Eintauchen ... die Stelle war weich und schmeckte köstlich.

Sie bewegte wild die Beine, aber nicht, um ihn zu treten. Sie keuchte, stöhnte, lachte wild und heulte dann laut auf, produzierte Laute, die wohl eine läufige Hündin beschämt hätten. Bog sich zurück, stieß die Hinterbacken auf den Boden. Er versuchte, sich von ihr zu lösen. Sie hielt seinen Kopf zwischen den Schenkeln fest, vergrub die Hände in seinem Haar. Dann kannte er nur noch den einen Wunsch, das eine Verlangen: aus ihr zu trinken, bis nichts mehr in ihr war. Er versuchte es.

Sie war geschwollen, das war normal; das war bei Wölfen genauso. Andere Dinge waren nicht so normal. Sie erhitzte sich wie ein Zweig, der in einem Feuer verkohlte, bis sie von einem Fieber verzehrt zu werden schien. Ihr Herz hämmerte. Es ging weiter und immer weiter, bis sie sich aufbäumte und schrie: »Du musst mich löschen! Tu es jetzt, sofort!«

»Schmerz«, sagte er. Das seinen Lippen ungewohnte Wort war beinahe ein Fauchen.

»Bei allen Göttern!« Ihr Körper erbebte; ihre Nägel gruben sich in seinen Rücken und rissen seine Haut auf. »Glaubst du, ich habe Angst vor Schmerzen?«

Aber das stimmte nicht. Er fand es heraus, als er sich Zugang zu ihrem intimsten Reich erzwang.

Sie ließ sich auf den Rücken fallen und biss sich in die Hand, um nicht zu schreien, und ihr Körper war plötzlich von Schweiß überzogen.

»Warte«, flüsterte sie und drückte ihn mit der anderen Hand von sich weg. Ihr Atem ging in tiefen, schnellen Stößen. »Das Opfer wird gut sein. Ich spüre das Blut. Er nimmt sich seinen Tribut, der männliche Geist, der Bulle des Waldes. Der Schmerz einer Frau, ihre Angst, ihr Blut – all das gehört ihm. Ich habe ihm meinen Schmerz und meine Angst gegeben und mein Blut, so wie es mir durch das Los bestimmt worden ist.«

Maeniel, der jetzt mehr Mensch war als je zuvor, versuchte sich zurückzuziehen. Seine Gedanken jagten die Worte durch die blinden Pfade seines Gehirns und konnten sie nicht finden. Er wollte sagen: »Genug jetzt, du bist verletzt, du blutest. Dein Gott sollte zufrieden sein.« Aber er war außerstande, den Gedanken in Worte zu fassen. »Nein«, war die einzige Erwiderung, die er zuwege brachte. Er versuchte, sein Glied aus ihrem Leib zu befreien.

Sie umfasste ihn mit beiden Armen und drückte seine Lippen fest auf ihre. Ihre Zähne bohrten sich durch seine

Unterlippe.

Heißer Zorn löschte alles Wölfische und alles Menschliche gleichzeitig aus. Eine Sekunde lang war er so, wie sie ihn haben wollte, eine Kreatur ohne Gewissen. Er drang ganz in sie ein, rachgierig und endgültig.

Ihre Haut wurde kalt, und ihr Herzschlag setzte aus. Einen Augenblick glaubte er, sie getötet zu haben, aber dann bewegte sie sich. Sie weinte, aber ihre Haut wurde schnell immer wärmer. Beinahe gegen ihren Willen, so schien es, setzte ein geheimes Pulsieren ein. »O nein«, schluchzte sie. »Es wird weh tun. Ich halte das nicht noch mal aus.«

»Jetzt nicht mehr!«, sagte er.

Einen Moment lang befand sie sich genau in der Balance zwischen Lust und Schmerz, dann gewann die Lust die Oberhand, und sie fanden sich beide in einem Feuersturm gegenseitigen Begehrens wieder, das alle Vorsicht und jedes Zögern wegbrannte.

Im Laufe der Nacht erkundeten sie den Körper des anderen, leidenschaftlich, geduldig und mit nie versiegender Energie. Der Mond ging unter und dann die Plejaden. Als der erste Morgenwind aufkam, waren nur die kalten, einsamen Sterne über ihnen zurückgeblieben.

Ihr Körper gehorchte ihr kaum noch, so erschöpft war sie, als sie sich ihm ein letztes Mal hingab, als das letzte Pulsieren ihres Körpers ihn in Flammen aufgehen ließ. Sie lag in den Farnen, ein Lumpen aus Fleisch, und atmete in den tiefen, kraftvollen Zügen des Schlafs.

Er fand noch einen anderen Menschen, einen Mann, der ebenfalls schlief und dabei einen halb vollen Weinschlauch umklammert hielt – und er trug einen wollenen Mantel. Er erwachte kurz, als Maeniel ihm beides nahm. Ein Schlag von der Faust des grauen Wolfes ließ ihn in Morpheus' Arme zurückfinden.

Sie trank den Wein, ohne zu erwachen, und kuschelte sich unter dem Mantel zusammen. Ganz in der Nähe

entdeckte er einen Lorbeerbaum und krönte sie mit dem Kranz des Siegers. Der Nebel war bereits ein silberner Schimmer zwischen den Bäumen, als Maeniel sie dort liegen ließ, wo die Sonne sie bald finden würde.

Die Erinnerung verblasste. Hinter den Bergen versank die Sonne in den Wolken. Der Wolf umkreiste den See und trottete dann die Wasserfälle hinunter, bevor er sich in den unteren See warf. Sein Kopf zeichnete sich klar und deutlich vor dem Hintergrund des vollkommen reglosen Wassers ab, und er forderte in seiner Hilflosigkeit einen Angriff förmlich heraus, falls sich in den Bergen Jäger versteckten. Aber niemand kam.

Der Wolf war verwirrt, als er endlich das Ufer erreichte. Die Menschen waren rachsüchtige Geschöpfe. Der Wolf war davon überzeugt, dass sie ihn hier empfangen würden. Aber nein. Er erreichte den weichen, hellbraunen Sandstrand am Rand des Sees, sprang aus dem Wasser und schüttelte sich trocken.

Er glaubte, die Menschen seien ihm an Schläue und daher auch an Grausamkeit überlegen. Er konnte sich nicht vorstellen, was sie jetzt vorhatten. Vielleicht einen unverständlichen Wahnsinn, so wie ihn zuvor die Frau befallen hatte?

Schuld. Ein Gefühl, das Hunden und Wölfen ebenso bekannt war wie Menschen. Niemand liebt diese Regung. Auch der graue Wolf liebte sie nicht. Er dachte nicht gern an die junge Frau zurück. Die Erinnerung der Fleischeslust, die sie geteilt hatten, war umwölkt von dem Bild ihres Sterbens.

Einen Augenblick entsetzte es den Wolf, dass er manchmal auf zwei Beinen ging. Diese Geschöpfe waren grausam und verfügten über einen Einfallsreichtum und über eine Art des Ergötzens, die er nicht verstehen konnte. Und doch hatte er Anteil an ihrer Natur. Tatsächlich fühlte er sich immer häufiger versucht, seiner ungezähmten, wilden Unschuld den Rücken zu kehren. Das machte ihm

Angst, aber sie und andere von ihrer Art zogen ihn unwiderstehlich in ihre Richtung.

Es sollte hundert Jahre dauern, bis er herausfand, dass sie nicht wirklich schön gewesen war. Sie war auch nicht jung gewesen. Sie hatte drei Kinder geboren, von denen eines als Säugling gestorben war. Die anderen beiden hatte sie großgezogen; sie waren bereits erwachsen gewesen, als er ihre Mutter getroffen hatte. Nachdem der graue Wolf diese Erkenntnis gewonnen hatte, war er dankbar. Dankbar, dass sie sich nicht früher begegnet waren und dass sie ein gutes, langes Leben gehabt hatte, bevor ihre Wege sich gekreuzt hatten.

Die Sonne versank hinter dem Berg. Der Abendwind kräuselte die spiegelgleiche Oberfläche des Sees und fuhr dem Wolf durch den Pelz.

Er sah den Mann.

Meine Güte, dachte der Wolf, *wie schlau er ist*. Der Wolf erstarrte. Der Beobachter stand im Wald, fast auf dem Gipfel der Anhöhe. Er hatte seine Position mit Sorgfalt gewählt. Die Brise trug seine Witterung nicht zu dem Wolf hinüber, sondern in die andere Richtung, und der Mann stand im langen Schatten einer der Kiefern. Nur der dunkle Umriss einer Schulter und die unverkennbare Silhouette eines menschlichen Kopfes verriet ihn. Während der Wolf ihn beobachtete, verblasste der Tag allmählich, und seine Augen blitzten im letzten Licht der Dämmerung auf – der Wolf sah das Weiß eines menschlichen Auges aufblitzen.

Bedachtsam wandte er den Kopf und musterte den Beobachter, ließ ihn wissen, dass er entdeckt war. Der Mann machte keine Bewegung, weder bedrohlich noch sonst irgendwie, daher ließ der Wolf sich ins Wasser gleiten, durchschwamm den Teich und war verschwunden.

Was war das?, überlegte Blaze, während er sich auf den Rückweg zu Mirs Haus machte. Alles, was er gesehen

hatte, war ein Wolf. Nun gut, die Kreatur war ein sehr großer Wolf, größer als die meisten. Der dicke graue Pelz ließ auf einen Gebirgsjäger schließen, einen, der sich in den hoch gelegenen Pässen ein Heim geschaffen hatte und mit seinen Kameraden über die Gletscher strich. Blaze hatte ihn deutlich in der Dunkelheit nahe dem See gesehen. Aber im Schnee würde dieser dicke grauweiße Pelz unsichtbar sein.

Blaze zitterte, und dieses Zittern lag nicht allein an der sich schnell vertiefenden Kälte des Abends. Ja, ein Mann, der sich durch die Schneeverwehungen kämpfte, mochte dieses graue Geschöpf direkt ansehen und ihn nicht wahrnehmen, bis ihm aufging, dass er in ein Paar großer, gelbbrauner Augen starrte, die nur wenige Schritte entfernt waren ... direkt vor ihm. Und dann würden ihm nur noch ein paar Sekunden zum Beten bleiben.

Er hatte von Männern gehört, die diesen aristokratischen, wilden, mörderischen Bestien zum Opfer fielen, selbst wenn sie mit großen bewaffneten Trupps reisten. Wenn ihm diese Geschichten zugetragen wurden, pflegte er den Kopf zu schütteln über diese Narren und ihre Eskorten, die ihm bisweilen vorgeführt wurden und ihn um Gnade baten. Wenn sie ihre Geschichte erzählten, dass sie einen Gefährten oder eine wichtige Person verloren hatten, so führten sie stets an, dass es nicht ihre Schuld sei, und erklärten, sie hätten nicht einmal einen Schrei gehört oder nur einen sehr kurzen. Wenn sie dann eilig den Weg zurückgingen, den sie gekommen waren, fanden sich nur ein paar Tropfen Blut, die in den Schnee eingesunken waren. Nachdem er diesen Wolf gesehen hatte, selbst aus dieser Entfernung, hatte er plötzlich sehr viel mehr Verständnis für die schlimme Lage der Opfer.

Während er sich einen Weg durch ein besonders dichtes Gehölz bahnte, hörte er einen Laut hinter sich, ein Wispern nur. Blaze' Mund wurde plötzlich trocken, und er musste entdecken, dass seine Knie weich wurden. Mir behauptete,

dieser Wolf sei mitunter ein Mensch und schien auch denken zu können wie ein Mensch.

Das Geschöpf hatte ihn gesehen, und nichts konnte verhindern, dass der riesenhafte Räuber ihn in die Irre führte, indem er in die eine Richtung verschwand, um dann, sobald er außer Sicht war, kehrtzumachen und ihm durch den dunklen Wald zu folgen.

Blaze tastete seinen Umhang ab und fand die Laterne, die Mir ihm gegeben hatte und die ihm jetzt an einem Riemen von der Schulter hing. Er entfachte eilig eine Flamme, indem er einen Feuerstein gegen den eisernen Ring an seinem Finger schlug. Als der Docht aufflammte, stellte Blaze fest, dass seine Hände zitterten. Er hob die Laterne hoch und sah, dass er sich auf einer kleinen Lichtung befand. Über ihm bogen sich die weit ausladenden Zweige einer gewaltigen Eiche. Der Boden unter ihm war bedeckt mit einem Mosaik brauner Eichenblätter.

Um ein Haar hätte er sich umgedreht, um hinter sich zu blicken, aber im letzten Augenblick ging ihm auf, dass er das eigentlich gar nicht wollte. »Vater der Götter, beschütze mich«, flüsterte er, als er an der großen Eiche vorbeikam. Gerade in diesem Augenblick sah er das Feuer, das Mir auf der Lichtung vor seinem Haus entzündet hatte.

Er stieß einen Seufzer der Erleichterung aus und eilte weiter. Als er an den Rand des Waldes kam, hielt er einen Augenblick lang inne, weil er die Laterne ausblasen wollte.

Etwas zupfte an seinem Mantel. Da er glaubte, es müsse ein Zweig gewesen sein, drehte er sich um und bückte sich, um sich davon zu befreien.

Die Augen waren nur wenige Zoll entfernt.

Er wusste, dass er schrie. Dass er schrie wie eine Frau. Er hätte nie für möglich gehalten, dass er eines solchen Schreies fähig war, aber er hatte sich geirrt.

Er riss den Mantel los – der Wolf hatte ihn in der Schnauze –, dann benutzte er die Laterne als Waffe, indem